Zeitschrift: Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft
Herausgeber: Pro Senectute Basel-Stadt
Band: - (1999)
Heft: 1

Artikel: Vom humanistischen Bildungsideal und Vom Gymnasium auf Burg
Autor: Kutter, Markus
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-843524

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

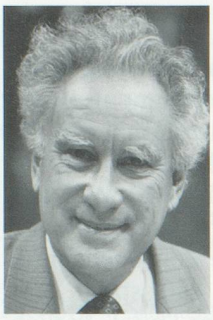
Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Dr Felix Platter – e Baasler Renaissance-Mensch



Carl Miville-Seiler

Die eerschti Helfti vom 16. Joohrhundert isch d Zyt vom ene totalen Umbruch gsi. An d Stell vom «finschtere» Mittelalter isch ändgiltig d Neyzyt drätte. D Erfindig vom Buechdrugg, d Entdeggig vo Amerika, d Reformation, dr Humanismus und d Renaissance hänn d Mensche freyer gmacht – gaischtig und in dr ganze Lääbeswyys.

Dr Felix Platter, won e Baasler Spittel syy Namme drait, het vo 1536 bis 1614 gläbt, er isch also e Kind vo däre neye Zyt gsi. Sy Vatter Thomas (1499–1582), wo s vom aarme Walliser Gaissbueb zem ryyche Räggter vom Baasler Gymnasium «uff Burg» und Schlossheer brocht het, isch sich dr Bäärgbuure-Häärkumft allewyyl bewusst bliibe. Ganz anderscht dr Soon Felix, wo in dr Stadt und im Woolstand uffgwaggsen isch. Dr Vatter het welle, dass er Arzt wird, e sichere Wääg zue Ryychdum und gsellschaftligem Uffstiig: «Der bub wird ein artzet geben und will villicht Gott, wo ich nit dohin hab kommen kennen, dass er dohin komme und sein bruf sye».

Ai Schweschter noo dr andere vom Felix isch an dr Pescht gstoorbe, aber är het kennen uff Montpellier go studiere, wo sälli Zyt die beschti medizinische Fakulteet gha het. Däwääg het er Franggryych kenne gleert. Wiider dehaim z Baasel, het er e Dochter uus dr ryyche Familie Jeckelmann ghyyroote, er het als Mediziner Karriere gmacht, isch Stadtarzt woorde, und mängmool isch er au an Firschteheef gruefe woorde zem epper haile. In sym nooble Huus am Peetersgraabe het er e Naturalie-, Kunscht- und Rariteetekabinett und e Gaarte mit fremdaartige Pflanze gha, wo wytumme beachtet woorde sinn. Zem Seziere het er Lyyche vo higrichtete Deliquänte bekoo. Vo aim het er s Skelett prepariert und in «ein schön kensterlin» gstellt, «dorin er stundt in meiner stuben». Und eppenemool isch däm sy Mammen uff Bsuech koo, zem dr Soon weenigschtens «im beinwerch» wiider gsee.

In dr Regänzstuube vo dr Uni gseen mer dr Felix, wien en dr Hans Bock gmoolt het, vornääm in spaanischer Moode-Aaleegi: e Renaissance-Mensch.

Vom humanistischen Bildungsideal und

Vom Gymnasium auf Burg

Ein Gespräch mit Markus Kutter, Maturitätsjahrgang 1945

In Basel war das Bildungswesen im Mittelalter, wie überall, Aufgabe der Kirche. Es gab Lateinschulen am Münster, zu St. Peter und St. Leonhard. Knabenschulen bestanden ferner an den Pfarrkirchen von St. Martin und St. Theodor sowie bei den Barfüsser- und Dominikanermönchen. Die Lehrer waren Geistliche und die Schüler sollten es dereinst auch werden. Laien, zumal Mädchen, wurden nicht geschult, es sei denn, man lernte bei privaten Schulmeistern «dütsch schriben und läsen und sin schuld uffschriben», wie das auf zwei von Hans Holbein gemalten Aushängeschilden aus dem Jahr 1516 zu lesen ist.

Es war der Reformator Ökolampad, der eine Neuorganisation der Schule anregte. Anstelle der früheren Zersplitterung wollte er nur noch zwei Lateinschulen, die auf die Universität vorbereiteten, eine am Münster und eine zu St. Peter. Ist es ein Zufall, Herr Kutter, dass ein Reformator den Anstoss zu einem einheitlichen Schulsystem gab?

Basel war damals kleiner als das heutige Riehen, und eine solche Stadt braucht nur eine Oberschule. Für Ökolampad waren aus seinem reformatorischen Denken heraus die alten Sprachen wichtig und der Religionsunterricht. Dass der Stadtreformator die obere Schule genau anschauen und auf sie Einfluss ausüben wollte, liegt auf der Hand.

Ökolampad forderte – und das ist ein sehr moderner Gedanke – die Unentgeltlichkeit der Schule. Ging es ihm darum, für alle Schichten, zumindest für alle Begabten, den Zugang zur Bildung zu öffnen?

Das war sicher die Absicht und das ist auch aus dem konfessionellen Gegensatz heraus entstanden. Die alte katholische Schule hatte zwar Fonds zur Verfügung, die man für ausgewählte, mittellose Schüler benutzen konnte. Sie war aber vor allem eine Schule der etablierten Gesellschaft, in welche der bessere Herr seine Kinder zur Ausbildung schickte. Wir übersehen oft die politische Bedeutung der Reformation, dass nämlich eine demokratisch-zünftisch organisierte Gruppe nach mehr Macht verlangte. Nicht nur Zwingli, auch Ökolampad fand, der Zugang des Bürgers zum Wissen müsse offen sein.

Die von Ökolampad verlangte Reform der Schule wurde von Thomas Platter realisiert, einem Gelehrten, der sich sein grosses Wissen autodidaktisch aneignete. Der Rat der Stadt Basel berief ihn als Rektor der Münsterschule, notabene gegen den Willen der Universität, die Platter ablehnte, weil er den Magistertitel nicht hatte. Wäre das heute noch

möglich, jemandem ohne entsprechendes Diplom, nur weil er hochqualifiziert ist, eine solche Aufgabe zu übertragen?

Mit unserem ausgeklügelten Ausbildungssystem wäre es heute wahrscheinlich schwieriger als zu Platters Zeiten. Dabei wären pensionierte Berufsleute oft hervorragende Lehrer.

Thomas Platter war lediglich Rektor der Münsterschule; daneben gab es aber noch immer die Schulen zu St. Peter und zu St. Theodor. Erst im Frühling 1589, also sechs Jahre nach Platters Tod, beschloss der Rat, die beiden Schulen unter dem Dach der Münsterschule zu vereinen: «Die schul auff burg soll gefürdert werden und ein mal ausgebauet.» Der erste Rektor war – nicht wie oft fälschlich behauptet Platter – sondern Beatus Helius.

Die formelle Gründung, die auch auf einer Tafel im Hof des Humanistischen Gymnasiums verewigt ist, sanktioniert nachträglich einen Zustand, der faktisch schon bestand. Platter ist der legitime erste Magister von dieser in der Reformation neu gegründeten Schule.

Was auffällt: in den nächsten zwei Jahrhunderten änderte sich wenig am Unterrichtsplan des neuen Gymnasiums. Im Vordergrund standen nach wie vor Latein, Griechisch und vor allem Religion. Unter den «Inspectoren», denen die Aufsicht oblag, war es in der Regel der Dekan des Münsters, der den Unterricht begutachtete. Erst mit der Aufklärung diskutierte man über eine Erweiterung des Lehrstoffes. Es war vor allem der Ratsschreiber Isak Iselin, der Gründer der GGG, der beklagte, dass man im Gymnasium fast nur Latein und Religion unterrichtete. Seine Forderung nach einer technisch-realistischen Ausbildung sollte aber erst im Verlauf der nächsten hundert Jahre verwirklicht werden.

Die Aufklärung ist auch ein enzyklopädisches Zeitalter. Die Encyclopédie française, ein Realienlexikon von grösstem Umfang, welches bis ins Einzelne, zum Beispiel Textilmaschinen beschreibt, naturwissenschaftliche Versuche und handwerkliche Techniken, erschien erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Bis dahin hatte der Schulkanon eine stillschweigende Übereinkunft, wonach die ganze Weisheit in den antiken Texten liege. Das schafft ein System, in dem das Wissen von Lehrern zu Schülern geht und in dem ganz bestimmte Schüler wieder Lehrer werden. Die Ideen der Enzyklopädisten brachen es auf und waren aus damaliger Sicht so modern wie heute das Internet. Sie lösten deshalb entsprechenden Widerstand aus.

Mit der französischen Revolution und der Helvetik löste endlich ein staatlicher Erziehungsrat die kirchliche Oberaufsicht ab…

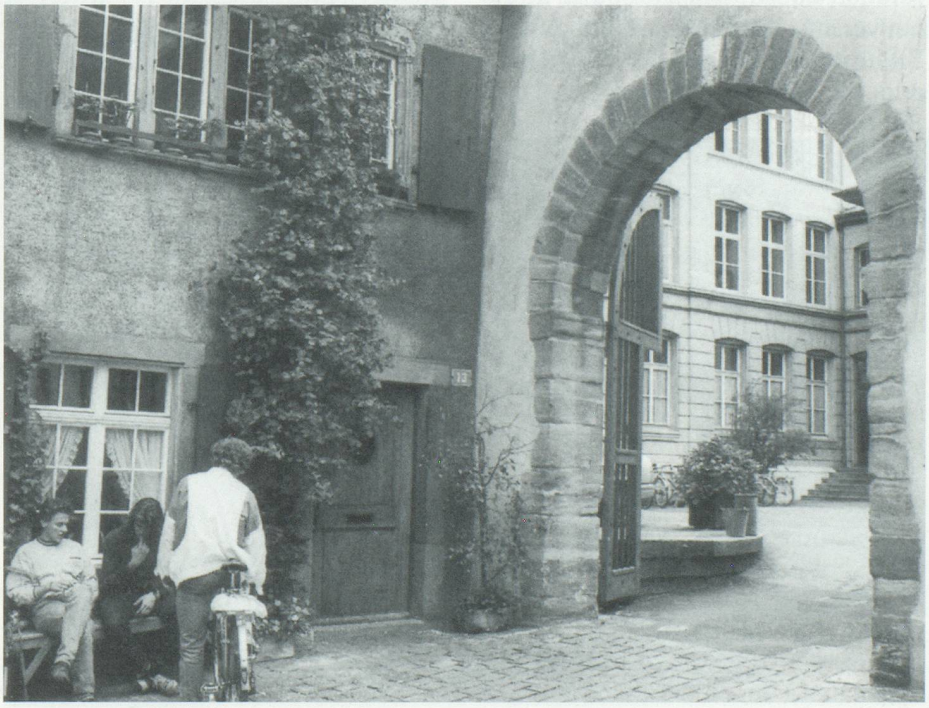
…und das erklärt sich entscheidend durch den Willen der Helvetik infolge der französischen Revolution, dass Staat und Kirche getrennt werden müssen.

Das Gymnasium auf Burg wurde zu einer Bürgerschule. Es gab plötzlich Fächer wie Physik, Geometrie, Naturgeschichte und Philosophie. Die Schule wurde «vom schädlichen Andrang einer grossen Menge für wissenschaftliche Bildung nicht empfänglicher Subjecte» entlastet, wie es in einem zeitgenössischen Gutachten heisst. Daneben existierte eine Lateinklasse für die wenigen, die sich auf die Universität vorbereiteten. Diese Entwicklung lief zwangsläufig auf eine Trennung von zwei Lehrgängen hinaus: Einen für die «Humanisten» und einen für die «Realisten», die nach dem Schulaustritt nichtakademische Berufe wählten. Diese Verbürgerlichung des Gymnasiums, ich denke vorher war es eher patrizisch ausgerichtet…?

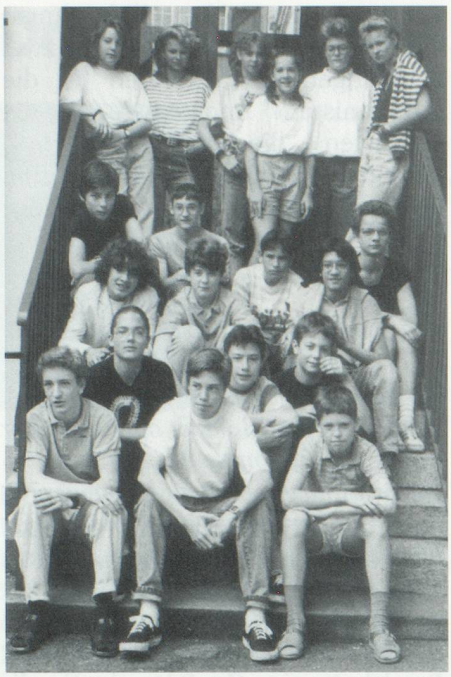
…wobei man mit dem Ausdruck «patrizisch» in Basel aufpassen muss. Basel war ein faktisches Zunftpatriziat, welches im Prinzip aber offen war. Der Basler Bürger konnte ohne grosse Hindernisse und unabhängig von seiner Familie Zunftbruder werden und konnte innerhalb der Zunft Karriere machen. Er hatte eine Chance in den Grossen Rat zu kommen und dann in den Kleinen Rat, d.h. in die eigentliche Regierung. Basel hatte eine Zunftdemokratie, die zwar patrizische Formen erkennen lässt, aber nie in sich geschlossen war wie etwa in Luzern und Bern.

Zurück zu dieser Verbürgerlichung des Gymnasiums mit seiner neuen Neigung Richtung Realschule nach der Helvetik – war das ausschliesslich der Zeitgeist?

Nein, es war auch eine Konkurrenzsituation. Christoph Bernoulli, der in der Universität Basel als der erste Nationalökonom gilt, hat das alte klassische Gymnasium angesichts der technischen



Tretet ein: ins HG – heute Gymnasium am Münsterplatz.



HG-Schülerinnen und Schüler

Entwicklungen als überholte Form für die Allgemeinausbildung angesehen. Er hat seine eigene Privatschule am Münsterberg gegründet. Zwischen 1820 und 1840 gingen die Besten aus Basel an dieses Institut. Man bekam also bei Bernoulli eine Ausbildung in den Realien, bei welcher zwar Latein immer noch Bestandteil des Unterrichtes war, aber im Sinne einer generellen Voraussetzung ohne Vertiefung.

Ans Gymnasium schloss das Pädagogium an, in welches jene Knaben übertraten, die später in die Universität eintreten wollten. Diese Bildungsanstalt war der Universität angeschlossen und auch in deren Räumlichkeiten untergebracht, bis es um 1866 beim Gymnasium, im Mentelinhof am Münsterplatz ein eigenes Schulgebäude mit besonderem Hofraum zugewiesen bekam.

Die neue Kantonsverfassung von 1875 brachte den Radikalen, also den Freisinnigen, den Sieg. Regierungsrat Wilhelm Klein, der das Erziehungsdepartement leitete, wollte das Bildungswesen reformieren und die Schule demokratisieren. Alle Kinder, arme und reiche, sollten während ihrer obligatorischen Schulzeit, also acht Jahre lang dieselbe Schule besuchen und zwar unentgeltlich. Im Anschluss an die obligatorische Schulzeit sah Klein eine Industrieschule vor, eine höhere Töchterschule und ein Gymnasium von viereinhalb Jahren. Im humanistischen Gymnasium sahen die Radikalen eine weltfremde Institution, ein Überbleibsel aus dem Mittelalter. Das tönt fast so, als habe man vor etwa hundert Jahren die Diskussionen um die heutige Orientierungsschule vorweggenommen. Wir erleben zur Zeit also gar nichts Neues?

Nein – einfach mit anderen Vorzeichen. Unbestritten für Klein war natürlich, dass das Gymnasium eine Selektion darstellt und zwar nicht nach Herkommen oder Vermögen, sondern nach Intelligenz. Für Wilhelm Klein war es völlig undenkbar, dass man auf Noten verzichte. Die Vorstellung damals war, dass die Schulen innerhalb der jungen Bevölkerung eine Art Hierarchien bilden sollten. Das wichtigste Merkmal war nicht die soziale Schicht, sondern die Begabung und die Absicht des Schülers, ob er nun Arzt, Ingenieur oder Kaufmann werden wollte.

Als man Klein 1878 nicht mehr wiederwählte, legte sein Nachfolger, Paul Speiser, ein Schulgesetz vor, das über hundert Jahre Bestand haben sollte. An die vierjährige Primarschule schloss die Sekundarschule an, die untere Realschule, das untere Gymnasium und die untere Töchterschule. Für die Oberstufe gab es die obere Realschule, die obere Töchterschule und das obere Gymnasium.

Mit dem Schulgesetz von 1929 kam es zur Neuorganisation des Gymnasiums. Dem Humanistischen Gymnasium wurden das Mathematisch-Naturwissenschaftliche Gymnasium (MNG) und das Realgymnasium (RG) zur Seite gestellt. Der humanistische Bildungsweg war nicht mehr der einzige, der zur Universität führte. So musste man in den folgenden Jahrzehnten Sinn und Wert des humanistischen Bildungsideals neu begründen und der Forderung nach der Beseitigung der Vorherrschaft

Zur 500-Jahrfeier der Geburt von Thomas Platter organisiert das Gymnasium am Münsterplatz mit der Thomas Platter-Haus Stiftung

- ein Symposium am 12./13. November 1999
- eine Ausstellung in der Papiermühle und in den Schaufenstern der Crédit Suisse, Freie Strasse, Basel
- einen Schüleraustausch mit Grächen, verbunden mit einer Sternwanderung nach Grächen
- ein Thomas Platter-Fest
- einen Neudruck der Lebenserinnerungen im Schwabe-Verlag
- Radiolesungen aus seinen Erinnerungen
- eine Serie über Thomas Platter in der Basler Zeitung (evtl. auch in einer Walliser Zeitung
- touristische Programme mit Basel Tourismus und dem Verkehrsverein Grächen
- weitere Aktivitäten finden Sie im Internet: http.www.gmbasel.ch

Das Gymnasium am Münsterplatz ist heute eines der fünf städtischen Gymnasien. Seit der Einführung der neuen eidgenössischen Maturitätsverordnung schliesst es in Basel an die Orientierungsschule an und dauert fünf Jahre. Seine Schwerpunkte sind die alten Sprachen Latein und Griechisch sowie neuerdings Spanisch. Unter Umständen kommt im Jahre 2000 ein weiterer Schwerpunkt dazu. Deutsch, Französisch und Englisch werden wie Mathematik, die Natur-, Geistes-, Sozialwissenschaften sowie die Kunst als Grundlagenfächer gelehrt. Andere Sprachen wie etwa Italienisch oder Hebräisch sind Freifächer. Die Gebäude wurden aussen und innen umfassend renoviert, der naturwissenschaftliche Trakt und die Aula entsprechen dem modernsten Standard.

Die Schule legt – getreu ihrem Leitspruch über der Eingangspforte «moribus et litteris sacrum» – wert auf das gute Verhalten (heute oft Sozialkompetenz genannt) und ein hohes Anforderungsprofil, das dem aktuellen wissenschaftlichen Kenntnisstand gerecht wird.

der beiden klassischen Sprachen, Latein und Griechisch, begegnen. Ist es denkbar, dass der Ruf des HG als Eliteschule, den es zweifellos hatte, erst damals entstand, weil es sich neu positionieren musste, im Sinne von: Wir sind anders als das MNG, anders als das RG?

Das ist wahrscheinlich so. Dem HG musste es – im Hinblick auf das eigene Profil – recht und vielleicht sogar willkommen sein, dass andere Schulen ohne alte Sprachen (oder mit reduziertem Latein) ihr entsprechendes Profil bekamen. Ein Wettbewerb der Schultypen ist grundsätzlich willkommen. Der Abspalter ist freilich im Rang immer ein wenig tiefer gestellt. Ob zu Recht oder zu Unrecht ist ein völlig anderes Problem.

Die nächste Neuerung betrifft die Mädchen, die erstmals 1968 die heiligen Hallen betreten durften. Der damalige Rektor Gutzwiler schreibt, fast wehmütig will es scheinen, von einer «Knabenschule, die 379 Jahre lang unserer Stadt als Bildungsstätte für die heranwachsende Jungmannschaft eine grosse Zahl führender Männer geschenkt hat». Welche Gefühle hat die Koedukation bei Ihnen ausgelöst?

Weder Betretenheit noch Abschiedsschmerz. Das Erziehungswesen im gleichen Geschlechterverband hat zwar durchaus Vorteile. In der Pubertät spricht viel für eine reine Knabenklasse. Ich denke mir, für eine Mädchenklasse lässt sich dasselbe sagen, was übrigens auch von feministischer Seite betont wird. Doch kann man heute keine endgültige Bilanz ziehen.

Ich käme nochmals gerne auf den Begriff der Eliteschule zurück. Die Maturandenlisten des HG lesen sich wie ein «Who is Who» von Basel. Man stösst auf die Namen späterer Regierungsräte, auf Leute mit einflussreicher Stellung in Kultur und Wirtschaft. Der Weg zu gesellschaftlichem Ansehen und Einfluss hat in dieser Stadt durch diese Schule geführt.

Das ist sicher zu einem Teil so, wie in allen lang etablierten Schulen. Man kennt sich und bewegt sich in einem Kreis von Leuten, bei denen man weiss, zu welchem Jahrgang sie gehören, mit wem sie in der Klasse waren. Das ist normal. Die alte Lateinschule mit ihren acht Jahren Latein vermittelt eine Kontinuität und damit auch einen ésprit de corps.

Die Achtundsechzigerbewegung ging auch am HG nicht spurlos vorbei. Progressive Schülergruppen stellten Forderungen und gaben ihrem Missfallen gegenüber den Anordnungen der Schulleitung lautstark Ausdruck. Auffallend mit wieviel Bitterkeit Friedrich Meyer auch noch 20 Jahre danach über die «revoltierenden 'Progressisten'» schreibt, «welche sich darin gefielen, nicht nur den Lehrern das Leben sauer zu machen, sondern auch ihre Mitschüler zu terrorisieren.» War es so schlimm?

Da war ich schon lange nicht mehr an der Schule und kann aus eigener Anschauung nichts sagen. Wenn ich mir ein Bild davon machen will, dann ist vielmehr der Wechsel in der Lehrerschaft auffallend. Es taucht eine Generation auf, die diese geruhsam langfristige Schule unnötig findet. Man fordert mehr Diskussion und Teamarbeit und sucht bewusst die Auseinandersetzung. Das alte Schulsystem hat diese Langfristigkeit aus Tradition, aber teils auch sehr bewusst gepflegt. Ich mag mich erinnern, dass wir als Schüler in verschiedene Kränzlein eingeladen wurden. Ich verkehrte bei mindestens drei Lehrern privat zu Hause. Das war so der alte Stil des Pädagogiums und da konnte man sich ausserhalb jeden Schulzwanges treffen und bekam im Grund Bildungsgüter vermittelt, ohne dass man es gemerkt hat. Es ging nicht nur um Bildung, sondern es war auch spannend zum Lehrer zu gehen und zu schauen, was der für Bücher hat, was für ein Zimmer, was passiert jetzt – und das ist dann ein Vermittlungsversuch gewesen, welcher natürlich nach 68 wegfiel.

Die 1988 vom baselstädtischen Souverän angenommene Schulreform, die im Anschluss an die Primarschule eine dreijährige Orientierungsschule vorsieht, stiess bei der Lehrerschaft und der Inspektion auf Ablehnung. «Sollte es den Reformern schliesslich doch noch gelingen, ihre Pläne durchzusetzen», schliesst die Jubiläumsfestschrift von 1989, «so dürfen sie wenigstens das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, einer jahrhundertelangen geistigen Tradition, auf die unsere Stadt mit Recht stolz sein kann, ein Ende bereitet zu haben.» Würden Sie diesen Satz unterschreiben?

Jein. Ein bisschen eine Abschiedsstimmung vielleicht, dass der geschlossene Lateinzug von acht Jahren plötzlich nicht mehr sein darf. Ich halte das nicht für klug, weil man gar nicht Latein lernt im Latein, sondern erstens Deutsch und zweitens die tauglichste Sprachkultur in abstracto. Erst über das Latein erfahre ich die Deklination. Der ganze Begriffsapparat, mit dem wir eine Sprache in die Hände nehmen, ist aus dem Latein abgewandelt. Mit der Schulreform gilt Latein nicht mehr als Basis

Maturandinnen und Maturanden

des Sprachverständnisses genereller Struktur, sondern wird zu einer Spezialität für Theologen, für Juristen, die sich mit dem Römischen Recht befassen und vielleicht noch für gewisse ärztliche Berufe. Das ist ein Missverständnis des Lateins. Das Latein ist gelehrt worden, damit man den Geist der Sprache lernt und damit eine Sprachstruktur hat, welche sich auf die europäischen Sprachen mit Ausnahme des Ungarischen und des Finnischen applizieren lässt. Sogar die moderne Computersprache beruft sich auf das Latein.

Kein Kanton hat derart früh wie Basel-Stadt die Weichen gestellt, wenn es darum ging, wann sich ein Kind für die gymnasiale Laufbahn entscheiden sollte. Was spricht denn dagegen, dass man einem Heranwachsenden mehr Zeit lässt, sich zu entscheiden?

Ein Kind zwischen 11 und 12 Jahren ist gar nicht fähig zu einem derart wichtigen Entscheid. Wie fallen denn die Entscheidungen heute in der Orientierungsschule? Da sind also 22 Schüler in der Klasse und der Lehrer sieht nach drei Stunden: Acht möchten am liebsten davonlaufen, andere mögen nicht recht und nur wenige wollen wirklich vorwärts machen. Und so unterrichtet man auf verschiedenen Niveaustufen und ist genau wieder dort, wo wir vorher waren. Es kommt noch etwas Generelles dazu: Die OS geht davon aus, das Glück des Kindes solle aus einem intimen Verständnis seiner Psyche und Person ermöglicht werden. Die Pubertät ist aber ein Alter der gesteigerten Konflikte. Man kann nicht 11 bis 15jährigen sagen, ihr müsst ein Team sein, ihr müsst es schön haben zusammen. Das sind zwar wunderbare Vorstellungen, aber der Imperativ der Natur ist völlig konträr. In diesem Alter muss sich das Individuum zuerst einmal im Wettbewerb und vor sich selber bewähren. Hier kommen die ersten echten sozialen Auseinandersetzungen. Und ein Schulsystem, das jetzt sagt, seid glücklich, hilfreich und entwickelt Sozialkompetenz, verkennt den vorhandenen biologischen Konflikt.

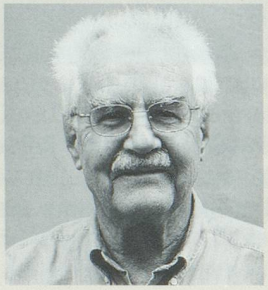
Sie haben 1989 in der Weltwoche geschrieben, die Ehemaligen des HG wüssten um den Bedarf von Universität, Verwaltung und Industrie nach gründlich und klassisch ausgebildeten Leuten. Denken sie tatsächlich, dass der klassische oder humanistische Bildungsgang besonders qualifiziert für Führungsfunktionen?

Ich denke, dass man jenen Mann braucht, den man oft abschätzig und gleichzeitig bewundernd den «Generalisten» nennt: den Mann, der Dinge zu überblicken wagt, die er nicht im Detail studiert hat. Dieser Mann kann im Berufsleben eine grössere Freiheit haben als der extreme Spezialist, welcher in Mathematik wahnsinnig gut ist oder in Chemie. Ich betone: mir ist der Maturitätstypus A gar nicht so wichtig, es geht mir vielmehr um den langen Schulzug. Wenn man gute englische und französische Schulen anschaut, dann sind das diese Schulen, die über eine lange Zeit hinweg ein Kind quasi am eigenen Leib behalten. Das gibt schliesslich Abgangsschüler von einer anderen Ausprägung als jene, die alle drei Jahre wieder «umgetopft» werden. Aus meiner Sicht kann ich wirklich sagen, dass acht Jahre im gleichen Schulhaus etwas ganz Tolles sind.

Wir haben uns über einen sehr langen Zeitraum unterhalten und gesehen, dass das HG verschiedene Umbrüche erlebt hat. Das fing schon sehr früh an: In der Reformation, in der Helvetik, bei den Radikalen um Wilhelm Klein, das wird auch 1929 so gewesen sein...

...1929 brachte eher eine Beruhigung. Mit der Typenausscheidung entstand eine gewisse Klarheit. Viele Leute haben das als eine soziale Schichtung betrachtet. Das stimmt aber nicht. Zu meiner Zeit war das MNG ebenso respektabel wie das HG. Was aber mit der Schulreform 1988/89 geschehen ist, da war von den Behörden schon Unverstand dabei.

Während einer langen Schulzeit, wie sie das HG anbot, tritt der Prüfungseffekt hinter den Gewöhnungseffekt zurück. Es hat damals viele Stunden gegeben, in denen man sich mit dem Lehrer unterhalten und miteinander geplaudert hat. Diese Geduld und Nachhaltigkeit war wichtig. Ein HG-Schüler, der 8 Jahre an diese Schule gegangen ist, hat zwischen der dritten und sechsten Klasse selber gesehen, ob er bleiben oder etwas anderes machen möchte. Auch die Klasse wusste nach so vielen Jahren genau, wer problemlos durch die Prüfungen kommen würde und wer nicht so glücklich ist und auch zu Recht wieder verschwindet. Man redet heute viel von der Sozialkompetenz, welche die Schule vermitteln müsse. Ein lang währender Schulzug schafft diese Sozialkompetenz fast automatisch, ohne dass sich die Lehrkräfte noch bemühen müssen. Es gibt ein Kollektivbedürfnis, das von selber spielt und auch mit Schwierigkeiten fertig wird. Die Orientierungsschule vermittelt kein Heimatgefühl; das verkürzte Gymnasium verliert an Stil. Stil aber ist wesentlich – er wird uns dereinst fehlen.



Zur Person: Markus Kutter

Markus Kutter befindet sich mit seinen mehr als 70 Jahren – man möchte sagen: im Unruhestand. Der Öffentlichkeit ist er bekannt als begnadeter Werber, in den vergangenen Jahren auch als Historiker. So hat er in einer breit angelegten Artikelserie in der Basler Zeitung die Helvetik dargestellt. Zur Zeit veröffentlicht er – zusammen mit André Salvisberg – eine Arbeit über «Die Schweiz im 20. Jahrhundert – in 100 Ansichten». Markus Kutter gehörte in den frühen Sechzigerjahren zu den Nonkonformisten. Er war, ohne ein Parteibuch zu haben, Mitglied des Grossen Rates. Zur Zeit engagiert er sich in der Prospektivkommission für eine neue Kantonsverfassung. Markus Kutter, der sich selber als «klassischen Liberalen» betrachtet, begreift die Gegenwart in ihrem geschichtlichen Kontext. Einer wie er muss zum Querdenker werden. Dass er eine politische Entwicklung, beispielsweise die Schulreform von 1988, kritiklos hinnimmt, nur weil sie dem Zeitgeist entspricht, ist für einen wie ihn undenkbar.